

"O, wie schön ist ein keusches Geschlecht!" : (B. b. Welsch. 4, 1.) (zum Feste der unbefleckt Empfangenen)

Autor(en): **Hänni, Rupert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **12 (1926)**

Heft 49

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz
Der „Pädagogischen Blätter“ 33. Jahrgang

Für die Schriftleitung des Wochenblattes:
F. Trögler, Prof., Luzern, Willenstr. 14, Telephon 21.66

Insertionsannahme, Druck und Versand durch den
Verlag Otto Walter A.-G. - Olten

Beilagen zur „Schweizer-Schule“:
Volkschule • Mittelschule • Die Lehrerin • Seminar

Abonnements-Jahrespreis Fr. 10.—, bei der Post bestellt Fr. 10.20
(Chech Vb 92) Ausland Portozuschlag
Insertionspreis nach Spezialtarif

Inhalt: „O, wie schön ist ein keusches Geschlecht!“ — Zwei wertvolle, moderne Bücher. — Jahresbericht des
kathol. Erziehungsvereins der Schweiz pro 1925. — Schulschriften. — Lehrerzimmer. — Beilage:
Volkschule Nr. 23.

„O, wie schön ist ein keusches Geschlecht!“

(B. d. Weish. 4, i.) (Zum Feste der der unbefleckt Empfangenen.)

Von Dr. P. Rupert Hänni, O. S. B.

Wie in der stillen Alpenwelt eine blendend weiße Firnenkuppe sonnenübergossen aus dem Nebelmeere ragt, so erhebt alljährlich inmitten der trüben winterlichen Welt die Immaculata ihr jungfräuliches Haupt und läßt uns den schneelig weißen Glanz ihrer unbefleckten Seele schauen, die die göttliche Gnaden Sonne geheimnisvoll geküßt. Und dieser Gnadenfuß des Allerhöchsten hat über die jungfräuliche Lilie die Rosenglut einer Liebe ausgegossen, die wiederum ihr Bild im reinen Firnenhaupte findet, wenn am stillen Abend das Alpenglühen seinen rosigen Schimmer über die weiße Bergbraut breitet.

Der Anblick der in reine, rosige Schönheit getauchten Firnen löst Freude und Bewunderung aus in unsern Seelen; die Betrachtung der wunderbaren Gottesbraut aber reißt zur Begeisterung hin, bahnt der Liebe einen Weg zum Herzen und ladet ein zur Nachahmung.

„Maria, die Reine,

Sie gibt uns reinen Sinn,

Der lachenden Rosen Königin!

(Gottfried v. Straßburg.)

Es ist etwas Eigenes und Einzigartiges um die Reinheit, die Keuschheit. Manchem kommt sie vor wie ein Märchen, wie ein im Weltall verirrter Ton aus dem verlorenen Paradiese, wie ein zartes Edelweiß, das man im Hochgebirge ausgegraben und an die staubige Heerstraße verpflanzt hat, wo es verkümmern muß.

Nicht so dem katholischen Jugendbildner, der katholischen Lehrerin. Ihnen ist Keuschheit eine Realität, ein sorgsam im eigenen und im Kindesherzen gehütetes Juwel, eine seelische Verfassung, die der ganzen Persönlichkeit ein typisches Gepräge gibt. Der Immaculata hat der Lehrer sich selbst und seine Familie geweiht; vor ihrem Bilde holt sich die ideale Lehrerin die Kraft, selbst eine Immaculata zu bleiben, soweit dies einem Menschenkinde hienieden in Stürmen und Kämpfen möglich ist. Treue der Immaculata, so lautet heute ihr Versprechen, und sie werden es halten, denn „noblesse oblige“!

Doch horch, wie leises Schluchzen kommt es bei allem guten Willen aus mancher Seele, dem Schluchzen des braven Kindes vergleichbar, das der Mutter weh getan. Der Brust entringt sich der Seufzer: „Zwei Seelen leben, ach, in meiner Brust,“ zwei Stimmen singen in ihr, von denen die eine wie eines Abeglöckleins Silberton ladet und lockt: Brich der Mutter die Treue nicht . . . die andere aber mit tierischem Gebell für ihren lüfternen Gaumen niedere Nahrung heischt.

Christlicher Lehrer, christliche Lehrerin, staune nicht darob. Es ist die Strafe für den Abfall der Seele von ihrem Urquell. Es ist der Notschrei, der seit Adams Zeiten durch die Welt geht. Im peccatum originale, in der Erbsünde liegt die Erklärung. Den Riß in unserer Natur haben gerade die höchststehenden und besten Menschen am

schmerzlichsten empfunden. St. Paulus klagt über dieses Doppelspiel in seiner christlichen Seele und kommt sich geradezu als ein Rätsel vor: „Wir wissen, daß das Gesetz geistig ist, ich aber bin fleischlich verkauft unter die Gewalt der Sünde. Denn was ich tue, erkenne ich nicht; nicht das Gute, das ich will, vollbringe ich, sondern das Böse, das ich hasse, tue ich.“ (Röm. 7, 14.)

Die moderne Philosophie und Pädagogik hat die Erbsünde und den damit verbundenen Zwiespalt in uns geleugnet und dadurch einen erschreckenden Mangel an realistischer Auffassung der Menschennatur an den Tag gelegt. Deshalb ist sie im Laufe der Jahrhunderte auch so oft in die Irre gegangen. Die tägliche Erfahrung zwingt uns zur Annahme des Gegenteils. Es gilt, den beschämenden Dualismus in uns offen und ehrlich anzuerkennen und, zwecks Bekämpfung des niedern Menschen durch den höhern, den zwei so ungleich gearteten Brüdern in unserer Natur den richtigen Namen zu geben. Ein moderner Psychologe, Dr. Klug, hat sie unlängst in seinem Buche: „Tiefen der Seele“, sehr zutreffend *Genius* und *Dämon* genannt. Unter *Genius* verstehen wir hier alles das, was den Menschen aufwärts zieht, zur Höhe hebt, ihn über sich hinaus dem Idealbild entgegenführt, das er verkörpern soll. Unter *Dämon* aber all das, was den Menschen hinabzieht in die düstern Tiefen der Triebwelt, in die niedern Regionen der Sinnlichkeit, alles das, was dem Drang des *Genius* nach oben mit einem Druck nach unten antwortet.

Diese zwei Partner, *Genius* und *Dämon*, liefern sich nun sozusagen täglich ihre Schlachten; das kleine Menschenherz ist die Walfstatt, und der Sieg oder die Niederlage des einen oder andern Teils entscheidet für die Ewigkeit. Von welcher weittragender Bedeutung sind da die Bundesgenossen, wie wichtig die Freundes- oder Feindeshilfe! Keine Macht, außer der des lieben Gottes aber vermag den *Genius* in solchem Maße im Kampfe gegen den *Dämon* zu stärken wie die der *Immaculata*, der edelsten, der gnadenvollsten unter den Frauen.

Im Leben großer Männer hat das Bekanntwerden mit edler Weiblichkeit oft einen starken sittlichen Einfluß ausgeübt und sie geradezu vor der Sünde der Unreinheit bewahrt. So erzählt z. B. Dante in seiner „*Vita nuova*“, wie er im 9. Jahre seines Lebens einer florentinischen Jungfrau, *Beatrice*, begegnet, die ob ihrer Anmut, Bescheidenheit, in ihrer edlen Gewandung und Gürtlung einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie in der Folgezeit nie mehr vergessen konnte. Obgleich „das Ueberwinden von gewissen Leidenschaften und Handlungen einer so frühen Jugend fabelhaft erscheinen könnte“, sagt der Dichter, „war doch das Bild, das ich von *Beatrice* im

Herzen trug, so edler Art, daß es Amor niemals duldete, mich ohne den treuen Rat der Vernunft in allen jenen Dingen zu leiten, wo solch ein Rat zu vernehmen heilsam sein mochte.“

Und nicht bloß eine der Sinnenliebe vorbeugende, sondern sogar die Sünde sühnende Kraft und Macht hat man edler Weiblichkeit zugeschrieben, so z. B. Goethe in seiner „*Iphigenie auf Tauris*“. *Orestes* wird durch seine priesterliche Schwester, die der Dichter zu einem Ideal der Reinheit, Schönheit und harmonischen Weiblichkeit gemacht, von der Sünde und von der Qual der ihn ob des Muttermordes verfolgenden Furien befreit. Auch *Richard Wagner* läßt seinen *Tannhäuser* durch die Fürbitte der reinen *Thüringertochter Elisabeth* dem Bann der *Venus* entrichten und in den Himmel eingehen. Mag nun auch bei Goethe der schwere Irrtum unterlaufen, der sanften Macht des Weiblichen das zuzuschreiben, was nur der Religion zukommt, und das Erlösungswerk Christi durch reine Menschlichkeit zu ersetzen und auch bei *Wagner* *Vages* und *Unvermitteltes* genug unterlaufen, so ist doch aus diesen Beispielen ersichtlich, was der ringenden Seele nützt, wornach es sie mit einem tief innersten Instinkte drängt, nach einem Frauenideal ohne Fehl und ohne Makel, an das es sich jederzeit stützen und halten kann, gleich dem Esen, der an der starken Eiche emporranft.

In der richtigen Erkenntnis ob der Unzulänglichkeit ihrer weiblichen Ideale, sind gerade die genannten zwei großen Künstler noch weiter gegangen und haben, in katholische Bahnen einlenkend, die Verkörperung unberührbarer weiblicher Hoheit geradezu in *Maria* gesehen. So Goethe, wenn er in seinem „*Faust*“ das verführte Gretchen klagend und weinend vor dem Bilde der „*Mater dolorosa*“ flehen läßt: „Ach, neige du Schmerzreiche dein Antlitz gnädig meiner Not. Hilf, rette mich von Schmach und Tod!“, und ihm am Schlusse der Tragödie die Bitte an *Maria* in den Mund legt: „Neige, neige, du Ohnegleiche, du Strahlenreiche, dein Antlitz meinem Glück.“ Auch *Faust* wird, freilich unvermittelt genug, durch *Marias* Teilnahme in den Himmel aufgenommen: „Dir, der Unberührbaren, ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu dir kommen.“ „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Und *Richard Wagners* „*Tannhäuser*“ spricht zur *Venus*: „Göttin der Wonne, nicht in dir, mein Fried', mein Heil ruht in *Maria*!“ worauf der ganze Spuk des *Venusberges* mit einem Donner Schlag ins Nichts versinkt.

Damit aber anerkennen diese zwei Koryphäen im Reiche der Poesie und Tonkunst, ihr eigenes, ungläubiges Empfinden preisgebend und auf katholischen Boden flüchtend, daß in *Maria* die

höchste, tiefste und machtvollste Weiblichkeit verkörpert sei. Es ist eine Huldbigung an das Marienideal.

Es liegt fürwahr in diesem marianischen Ideal etwas der Erde und Sünde Entrücktes und mit himmlischer Sehnsucht Beglückendes. Nichts, außer Christus, vermag den edlen Menschen tiefer und nachhaltiger zu begeistern als Maria. In ihr erschaut er das Urbild der Schönheit einer Menschenseele, wie Gott sie vor der Zeit gedacht und wie sie traumhaft auf dem Grunde unseres Wesens nachzittert und nach Verwirklichung ruft, gemäß dem schönen Worte von Clemens Brentano: „Wenn unser jetziges irdisches Leben gleich ein gefallenes ist, so ist in ihm doch noch ein Bild und ein Leitfaden von jenem verlorenen und vollkommenen Zustande, den wir erringen sollen.“ . . . Maria hat jederzeit unverwischet Gottes Züge auf ihrem Antlitz und unentstellt Gottes Ebenbild im Herzen getragen. Dies Herz ist reiner als der feinste Kristall. Aber wie der Kristall noch ungleich heller schimmert, wenn sich der Sonnenstrahl in seinen glatten Flächen bricht, so erglöh auch Marien Reinheit in noch bezwingenderer Schönheit, weil die Gnadensonne Jesus Christus in diesem auserwählten Gefäß ein- und aufgegangen und es so gewissermaßen zu einer Inkarnation der göttlichen Schönheit gemacht hat.

Im marianischen Ideal besitzt somit der Lehrer, die Lehrerin und jedes Kind, das ihrer Obhut untersteht, einen Bundesgenossen, eine Bundesgenossin, mit der vereint der schlimmste Ansturm des Dämons siegreich abgeschlagen werden kann. Nur gilt's im entscheidenden Augenblicke diese Bundesgenossenschaft nicht zu vergessen. Wenn der Engländer Harison sagt: „Die Rotglut der Leidenschaft kann nur durch die Weißglut einer gewaltigen Begeisterung überwunden werden“, so entfacht das marianische Ideal im treuen Kämpfer, in der edlen Kämpferin diese Weißglut der Begeisterung und löst Willensenergien aus, die jede Rotglut der Leidenschaft überwindet.

Im Dienste des Dämons, jener unheimlichen Macht, die nach unten zieht, steht Frau Welt mit all ihren verführerischen Reizen, ihrem Sinnenfischel, ihren Orgien, in die sie besonders die uns anvertraute Jugend hineinzuziehen und zu verderben sucht. Auf Schritt und Tritt lauert ihr die Gefahr auf, in unsaubern Witzblättern, lüsternen Bildern, verfänglichen Romanen, dreisten Aufklärungsschriften, unverschämten Kleidermoden, theatralischen Darstellungen, in Tingeltangels und Varietes, in Alkoholgenuß, Kinos und vielem andern. Wer soll ohne höchste Wachsamkeit einem solchen konzentrierten Angriff standhalten können? Wehe dem jungen Menschen, wehe auch dem Lehrer und der Lehrerin, die da meinen, mündig

zu sein und der Mutter der Gnade entbehren zu können. Nur zu bald wird ihr Dämon über den Genius triumphieren. Und dann? Ach, dann bewahrheitet sich alsbald das Wort: „Schenke Wollust ein, und du trinkst Pein.“ Die stets neuen Siege des Dämons lassen den Armen an seinem höhern und bessern Ich verzweifeln, und die Zwiespältigkeit seines Wesens wird für ihn zur bitteren Tragödie. Es geht ihm wie dem Dichter Christian Friedrich Hebbel, der trostlos klagt:

„Doch nur vergebens ranke
Ich mich empor. Es sprengt
Von oben kein Gedanke
Den Ring, der mich beengt.
Dann fühl' ich mich schauernd
Wie niemals noch allein
Und der ich bin, grüßt trauernd
Den, der ich könnte sein.“

O wie mancher Jüngling, wie mancher Mann, wie manche Frau in Dämons Ketten haben sich bei einer Konfrontation zwischen dem, was sie einst in jungen Jahren als eifrige Verehrer oder Verehrerinnen Marias gewesen und dem, was sie später nach Auslieferung an das Böse geworden sind, mit Hebbel aufstöhnen und sagen müssen: „Der ich bin, grüßt trauernd den, der ich sein könnte. Wie wahr hat doch der junge Goethe einem Freunde geschrieben: „Wir sind unsere eigenen Teufel. Wir vertreiben uns aus unserm Paradies.“

Und je tiefer jemand gesunken, desto kläglicher ist der Aufschrei der vergewaltigten Seele, besonders wenn sich bereits die Schatten des Todes auf sie legen. Mit einer letzten Anstrengung der leichtsinnig vergeudeten Kraft sucht er da noch in bitterem Neueschmerz die Fesseln des Dämons zu brechen. So war es bei dem jungen Aubrey Beardsley, der in der Kunstgeschichte einer raffinierten, erotischen Dekadenz huldbigend, im Jahre 1898 im Alter von 26 Jahren in Mentone von einem tödlichen Lungenleiden auf das Sterbelager geworfen wurde. Die Schauer des Todes und die nahe Ewigkeit diktierten ihm folgenden ergreifenden Brief an seinen Freund Smithers in die Feder: „Jesus ist unser Herr und Richter! Lieber Freund! Ich flehe Sie an, alle Exemplare der „Lysistrata“ und alle unsittlichen Zeichnungen zu vernichten. Zeigen Sie dieses Pollitt, und beschwören sie ihn, dasselbe zu tun. Bei allem, was heilig ist, alle obszönen Zeichnungen! Aubrey Beardsley in meiner Todesagonie.“

Wenn nun der Neueschmerz eines von seinem Dämon geführten und verführten Menschen so bitter ist, daß er vor Gott und der Welt sein Lebenswerk widerruft und verdammt, wie erschütternd muß dann erst die Erkenntnis des Fallens und Verfallens an den Dämon beim untreuen

Katholiken sein, dem doch sein Verhältnis zu Maria die schönsten Garantien des Sieges bot! Ungemein tragisch ist die Lebensgeschichte des in fürstlichen Reichtümern schwelgenden, vergötterten englischen Dichters Oskar Wilde, dessen raffinierte Genußwille ihn für zwei Jahre ins Zuchthaus brachte, wo eine vollständige Sinnesänderung bei ihm eintrat, die den gänzlich verarmten, vom Almojen seiner Pariser Freunde lebenden Dichter vor seinem Tode im Jahre 1900 bewog, in Paris zum Katholizismus überzutreten. Das einzige, was der einstige Liebling von ganz England mit sich ins Grab nahm, war ein geweihter Rosenkranz um den Hals und das Bild des hl. Franziskus von Assisi auf der Brust. Dieser Oskar Wilde gibt in seinem Gedichte „San Minia's“, ein Schmerz Ausdruck, Maria nicht früher erkannt zu haben. Er ist den Berg hinauf geklommen, ins Gotteshaus eingetreten, vor dem Bild Mariens erschüttert stehen geblieben, und bewundert den Maler, der hier den Himmel offen gesehen,

„Und überm Mond, der halb erblüht,
Die süße, weiße Himmelsbraut,
Maria! hät' ich dich erschaut,
Wer käme nicht der Tod verstrüht

O du, von Flammenglut erfüllt,
Von Gott gekrönt von Lieb und Weh!
Die Sonne sucht. Erhör mich, eh
Sie meiner Sünden Schmach enthüllt.“

Doppelt und dreifach sind die Erzieher und Erzieherinnen verpflichtet, den Dämon der eigenen Seele durch den Genius zu zügeln, denn ihr Wort und ihr Beispiel wird ja wesentlich bestimmt durch die Macht, die in ihrem Innern das Szepter führt.

O verantwortungsvolles Amt der Erziehung, wo man aus schmieriger Seelensubstanz Engel, aber auch Teufel schaffen kann! — Vor dem Bilde der Immaculata wollen wir dem göttlichen Kinderfreunde versprechen, an Hand des Genius, soweit es an uns liegt, nur Engel zu formen.

Zwei wertvolle moderne Bücher

In den letzten Tagen sind zwei Werke katholischer Autoren erschienen, die in methodischer Hinsicht den Anforderungen des Arbeitsprinzips im besten Sinne des Wortes entsprechen und zweifelsohne von unsern Lesern mit Freuden begrüßt werden. Das eine davon nennt sich:

Grundriß der Pädagogik für Lehrerseminare und für Erzieher und Schulleute überhaupt, verfaßt von Lorenz Rogger, Seminardirektor. — Verlag Ant. Gander, Hochdorf, 1926. Preis geb. Fr. 3.70.

Vor einigen Jahren (1919) ist die „Pädagogische Psychologie“ vom gleichen Verfasser erschienen und in der ganzen katholischen Lehrerschaft und weit darüber hinaus mit Freuden aufgenommen worden. Heute schenkt er uns als wertvolle Ergänzung dazu vorliegenden „Grundriß der Pädagogik“.

Wohl gibt es viele Lehrbücher gleicher Art, die an sich recht gut sind und auch in grundsätzlicher Hinsicht unsern Wünschen durchaus entsprechen. Aber sie sind mehr nach alter Dozentenmanier abgefaßt, die den fertigen Stoff an den Studierenden herantreibt, ohne diesen an der Erarbeitung des Lehrbuches aktiv teilnehmen zu lassen.

Anders der Verfasser des vorliegenden Buches. Er hat sein Werk in den Dienst des Arbeitsprinzips gestellt. Die Pädagogik ist und soll auch zu einer Arbeitsstunde werden, nicht nur für den Lehrer, sondern auch für den Schüler. — Der studierende junge Mensch möchte immer zuerst auch selber über eine Sache nachdenken, bevor er Ja und Amen dazu sagt. Er möchte von eigenen Erfahrungen, eigenen Kenntnissen, eigenen Erlebnissen ausgehen und dann den so wichtigen Schritt von der Erfahrung, von der Beobachtung, vom Erlebnis zum Gesetz, zur Regel

ebenfalls möglichst selbständig machen, oder wenigstens das, wozu er die Zustimmung geben soll, durch das Zeugnis eigener Erfahrung, eigenen Erlebens sich bestätigen lassen. Er möchte von einem Problem nicht nur den Erwachsenen reden hören, sondern selber innerlich daran teilnehmen, sich mit ihm auseinandersetzen.

Mit dieser Eigenart des modernen Menschen rechnet nun auch der Verfasser vorliegender „Erziehungslehre“, denn wer andere beeinflussen will, (so sagt er), muß sie nach ihrer Eigenart behandeln, und jemeher ein Schüler tätig mitarbeitet, desto besser geht das neue Lehrgut in seinen Besitz über.

Und dann — heißt es im Vorwort weiter sehr richtig — handelt es sich beim Studium der Pädagogik nicht nur darum, einige wichtige, unerläßliche Gesetze, Grundätze, Regeln unserer schönen und gesegneten Kunst sich anzueignen; es handelt sich ebenso sehr darum, sich die Fähigkeit zu erwerben oder wenigstens zu entwickeln, pädagogisch zu denken, zu urteilen, um darnach pädagogisch zu handeln. Der junge Erzieher muß also befähigt werden, die einzelnen pädagogischen Fälle, die ihm in der Schulstube und im Leben begegnen, von denen ja keine zwei einander gleich sind, und von denen keiner in gleicher Form wiederkehrt, nicht nach einem bestimmten Schema abzuwandeln, sondern aus tiefer pädagogischer Einsicht heraus zu meistern. Dann aber muß er pädagogisch denken gelernt haben, d. h. er muß gelernt haben, mit den verschiedenen pädagogischen Problemen sich möglichst selbständig auseinander zu setzen.

Das ist also auch die Eigenart des vorliegenden Buches, „es verlangt da und dort ordentlich viel und geduldiges Nachdenken vom Schüler und vom —